



Bild Key

Die Schule im Spannungsfeld von Kontrollgesellschaft und Bürokratie

Der Lehrerberuf hat an Wertschätzung verloren. Was sind die Gründe dafür? Ein Erklärungsversuch in Form eines sozialwissenschaftlichen Essays, Teil 2. *Detlef Roth, Kantonsschullehrer*



«Was macht die Vernunft? Sie geht nach Brot.»

*Frei nach Lessing
Emilia Galotti I, 2*

Am Schluss des ersten Teils meines Beitrags habe ich zu zeigen versucht, dass die Zunahme unterrichtsferner Tätigkeiten innerhalb des Lehrberufs mit der gesellschaftlichen Entwicklung von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft zusammenhängt und als Zunahme an Kontrolle deutbar ist. Das Phänomen der Kontrolle wäre allerdings unzureichend erklärt, wenn man es nur aus dieser gesellschaftsgeschichtlichen

Sicht betrachten würde. Es wäre auch mit Sicherheit nicht richtig, allen Reformbemühungen die Kontrolle der Lehrerschaft als eigentlichen Zweck zu unterstellen. Eher handelt es sich dabei um einen (nicht unwillkommenen) Nebeneffekt.

In der Tat ist die Kontrollfunktion nur ein Teil eines umfassenderen Prozesses, der wiederum sehr eng mit der bereits erwähnten Umwandlung der Arbeitswelt von der industriellen zur postindustriellen oder informationellen beziehungsweise immateriellen Produktion, also zur heutigen Dienstleistungsgesellschaft, zusammenhängt.

Um dies zu verdeutlichen, sind zunächst innerhalb des Modells der Dienstleistungsökonomie weitere Differenzierungen notwendig, da nicht alle Formen von immateri-

eller Arbeit miteinander vergleichbar sind.

Primär- und Sekundärarbeit

Michael Hardt und Antonio Negri unterscheiden neben der Informatisierung der industriellen Produktion zwei Typen von immaterieller Arbeit: Erstens symbolisch-analytische Dienstleistungen, die nach dem Modell und mit dem universellen Werkzeug des Computers funktionieren, zum Beispiel Organisations- und Verwaltungsarbeiten. Und zweitens affektive Dienstleistungen, das sind vor allem persönliche und fürsorgliche Arbeiten im direkten zwischenmenschlichen Kontakt wie zum Beispiel Pflegeberufe. Ich schlage demgegenüber eine Differenzierung der immateriellen Arbeit vor, die auf ein bestimmtes Verhältnis zwischen ver-



schiedenen Formen von immaterieller Arbeit zielt, die es erlaubt, eines der Grundprobleme der heutigen Arbeitswelt, insbesondere des Bildungswesens, genauer zu erfassen und die ausserdem mit Beobachtungen im Zusammenhang mit dem Wissenschaftsbetrieb korreliert.

Unter primärer Dienstleistungsarbeit oder kurz Primärarbeit seien alle Berufssparten mit direktem «Kundenkontakt» zusammengefasst, also beispielsweise Krankenschwestern, Ärzte, Lehrer oder Verkäufer. Unter dem Begriff reflexive oder sekundäre Dienstleistungsarbeit oder kurz Sekundärarbeit hingegen Strukturierungs-, Steuerungs-, Kontroll-, Evaluations-, Optimierungs-, Beratungs-, Verrechtlichungs- und Informationsdistributionsarbeiten, die im Hinblick auf die Primärarbeit geleistet werden. Um es bereits hier

in aller Deutlichkeit festzuhalten: Genau diese Sekundärarbeit ist die heutige spät- oder postmoderne Form der Bürokratie. Selbstverständlich umfassen zahlreiche Berufsfelder beide Arbeitsformen, sodass mit der Unterscheidung von Primär- und Sekundärarbeit sowohl eine Differenzierung innerhalb des Dienstleistungssektors als eines Ganzen als auch zwischen verschiedenen Dienstleistungstätigkeiten vorgenommen wird.

Im Bereich der Wissenschaft ist wie bereits angedeutet ein vergleichbares Phänomen zu beobachten. So spricht der deutsche Soziologe Ulrich Beck bereits 1986 von einfacher oder primärer und reflexiver oder sekundärer Verwissenschaftlichung und der englische Soziologe Anthony Giddens von der Reflexivität oder Zirkularität der Wissenschaften.

Unter sekundärer Verwissenschaftlichung ist im Bereich der Naturwissenschaften die Erforschung der Risiken und Gefahren zu verstehen, die von der primären Verwissenschaftlichung hervorgerufen werden, und im Bereich der Sozialwissenschaften (hauptsächlich den Wirtschafts-, aber auch den Erziehungs-, Politik- und soziologischen Wissenschaften) die Zirkulation des Wissens in der sozialen Umwelt und die anschliessende Analyse der Folgen dieser Zirkulation.

So lässt sich beispielsweise feststellen, dass sich das wirtschaftswissenschaftliche Konzept des «homo oeconomicus» als Self-fulfilling Prophecy, als selbsterfüllte Prophezeiung, erweist: Die hypothetische Vorannahme eines rationalen, nutzenmaximierenden Menschen rechtfertigt es, effizienzsteigernde



Organisations-, Strukturierungs- und Messbarkeitsstandards einzuführen, die wiederum bewirken, dass längerfristig nur noch das, was diese Standards erfüllt, zählt. Dies führt dazu, dass wir am Schluss tatsächlich überwiegend Menschen haben werden, die «rational» ihren Nutzen maximieren wollen («rational» in Anführungszeichen, weil es sich eben um eine ganz bestimmte Form von Rationalität handelt; dazu unten mehr). Möglicherweise deswegen werden wir auch unsere Umweltprobleme kaum in den Griff bekommen: Die zunehmende Energieeffizienz technischer Geräte führt längerfristig nicht etwa zu weniger Energieverbrauch, sondern zu mehr, weil wir nutzenmaximierenden Menschen die durch den Spareffekt freigewordenen Mittel in anderer umweltschädigender Form ausgeben

(sogenannte Rebound- und Backfire-Effekte) – sonst würden wir ja auf etwas verzichten, was wir grundsätzlich haben können.

Selbstgemachte Probleme

Betrachtet man nun das Verhältnis zwischen Primär- und Sekundärarbeit beziehungsweise zwischen primärer und reflexiver Verwissenschaftlichung, so kann man feststellen, dass Letztere im Vergleich zu Ersterer deutlich schneller wächst. Um es kurz und prägnant zu formulieren: Die heutige Menschheit beschäftigt sich zunehmend mit Problemen, die sie selbst hervorgebracht hat, sei es in der Arbeitswelt mit dem Anwachsen der reflexiven, sekundären Dienstleistungsarbeit, sei es in den Naturwissenschaften mit ihren unermesslichen Erfolgen in den tech-

nischen Anwendungen, sei es in den Geistes- und Sozialwissenschaften mit ihren Erkenntnissen vor allem über soziale Systeme, die selbst Teil sozialer Systeme sind. Andersherum gesagt: Wir werden zunehmend Opfer unseres eigenen Erfolgs (Ulrich Beck).

Dies hat eine Reihe von (durchaus problematischen) Auswirkungen, von denen im Folgenden die wichtigsten genannt seien:

1. Primär- und Sekundärarbeit kontrollieren sich gegenseitig, aber auf komplementäre Weise: Die Sekundärarbeit kontrolliert die Primärarbeit, indem sie ihr dauernd neue Informationen, Strukturen und Organisationsformen zur Umsetzung aufbürdet. Umgekehrt braucht sie



die Primärarbeit aber auch, um ihre eigene Tätigkeit zu rechtfertigen.

2. Während die Primärarbeit eine starke Individualisierungstendenz hinsichtlich ihrer «Kundschaft» aufweist, hat die Sekundärarbeit die Tendenz, ihre Kontrollinstrumente zu universalisieren.
3. Die Primärarbeit wird ab-, die Sekundärarbeit aufgewertet.
4. Die Sekundärarbeit wächst stetig an und benötigt deshalb immer mehr finanzielle Ressourcen.
5. Die Wissens- und Informationsproduktion steigt enorm an, und sämtliche Arbeits- und Lebensbereiche erfahren eine künstliche Komplexitätssteigerung, die teilweise zur völligen Undurchschaubar-

keit führt (siehe etwa die Bankenkrise 2008), wodurch die vernünftige Erfassbarkeit der Welt zunehmend gefährdet wird.

Diese Auswirkungen lassen sich auch im Bildungsbereich und insbesondere in der Schule besonders deutlich erkennen, ja sie machen einen Grossteil der heutigen Probleme im Bildungswesen aus und können daher sehr gut an ihm exemplifiziert werden.

1. Gegenseitige Kontrolle

Dass Primärarbeit kontrolliert wird, war schon früher der Fall und gehört wohl zu den Grundbedingungen der sogenannten unselbständigen Arbeit, zu der auch die Lehrtätigkeit an öffentlichen Schulen zählt (auch wenn der Ausdruck

«unselbständig» hier nur im Hinblick auf das Angestelltenverhältnis sinnvoll ist). Die regelmässige Kontrolle der Unterrichtsqualität darf als selbstverständlich bezeichnet werden; sie ist allerdings gar nicht das, was die Lehrtätigkeit erschwert, zumal sie ohnehin je länger, je weniger stattfindet. Es ist ironischerweise gerade die Tatsache, dass die Lehrpersonen auch noch ihre Kontrolleure kontrollieren müssen, die ihre Arbeit so sehr erschwert.

Um sich dies klar zu machen, muss man sich das Verhältnis zwischen Primär- und Sekundärarbeit verdeutlichen: Sekundärarbeit befasst sich mit der Erforschung, Organisation, Evaluation und Optimierung von Primärarbeit. Jede Form von Arbeit, besonders die immaterielle Arbeit, braucht jedoch einen



Abnehmer, einen Kunden oder Zuschauer. In Fall der Sekundärarbeit ist dies jedoch wieder die Primärarbeit. Damit ist die Primärarbeit sowohl Gegenstand als auch Kunde der Sekundärarbeit. Auch wenn die «Erkenntnisse» der Sekundärarbeit sehr wohl für eine breitere Öffentlichkeit von Interesse sind, sind ihre Hauptabnehmer doch in erster Linie die Primärarbeiter. Mit anderen Worten: Primärarbeit wird nicht nur von der Sekundärarbeit beobachtet, sondern selbst zur Beobachtung der Sekundärarbeit gezwungen.

Erst diese Doppelung von Beobachtet-Werden und Beobachten-Müssen schafft jene unangenehme Situation, welcher die Lehrpersonen immer stärker ausgesetzt sind: Sie werden nicht nur von Zeit zu Zeit bei ihrer Arbeit kontrolliert,

sondern müssen auch noch laufend die neuen «Erkenntnisse» der Sekundärarbeit, also der Bildungsforschung, -ökonomie, -evaluation und -optimierung umsetzen – und zwar gänzlich unabhängig davon, ob dies die Qualität ihrer Arbeit tatsächlich verbessert oder nicht.

Besonders augenfällig wird dieses Problem vermutlich erst dann, wenn Primär- und Sekundärarbeit auf verschiedene Personen verteilt werden. Zu einer hierarchischen Überordnung der Sekundär- über die Primärarbeit und dadurch zu einem Ungleichgewicht zwischen ihnen kann es aber auch kommen, wenn sie von ein und derselben Person geleistet wird. Im Bildungssystem wie in vielen anderen Arbeitsbereichen liegt eine Mischform bezüglich der Trennung von Primär- und Sekundärarbeit vor: Es

gibt zwar reine Sekundärarbeiter, aber keine reinen Primärarbeiter, wie ich oben bereits dargelegt habe, das heisst die Lehrpersonen sind in zunehmendem Masse zu Sekundärarbeit verpflichtet.

2. Individualisierung versus Universalisierung

Der zweite Punkt, ein besonderes Spannungsfeld des heutigen Bildungssystems, hängt eng mit dem ersten zusammen. Auf der einen Seite hat die Primärarbeit eine hochgradig individualisierende Ausrichtung: Die «Dienstleister» müssen auf die Voraussetzungen und Wünsche der «Kunden» eingehen. Im Schulwesen entspricht dem die Forderung nach individualisiertem, schülerzentriertem Unterricht – eine Forderung, die sehr direkt mit dem im ersten Teil erwähnten Individuali-



sierungsschub in den 1960er- und 1970er-Jahren zusammenhängt. Auf der anderen Seite werden die Werkzeuge der Sekundärarbeit immer stärker universalisiert: Unabhängig vom Dienstleistungssektor wird stets mit denselben volks- und betriebswirtschaftlichen Organisationsformen und Messmethoden agiert (das passt übrigens gut zu jener Vereinheitlichungstendenz, die im Zuge der Globalisierung bereits in vielen Lebensbereichen zu beobachten ist – das mag angesichts der Individualisierung und Pluralisierung paradox scheinen, ist aber eine logische Folge der bereits angesprochenen Ökonomisierung).

Objektiv messen lässt sich aber nur, was sich irgendwie quantifizieren lässt, in erster Linie deklaratives Wissen und gut operationalisierbare Kompetenzen – so ist es

beispielsweise nur vernünftig, dass in PISA-Tests die Schreib- und Ausdrucksfähigkeit oder Sozialkompetenzen nicht getestet werden. Da nun aber die Lehrpersonen die primären Abnehmer der Forderungen der Bildungsverwaltung nach messbaren, vergleichbaren Kompetenzen sind, führt dies im Bildungswesen längerfristig dazu, dass die schulischen Leistungen immer stärker mit allgemeinen, quantitativ messbaren Standards beurteilt werden müssen (wie derzeit bereits mit den PISA-Tests). Dadurch werden alle nicht so gut messbaren Kompetenzen immer weniger gefördert und dürften längerfristig verkümmern. Mit anderen Worten: Die Schüler sollen zwar möglichst individuell unterrichtet werden, aber möglichst allgemeine Leistungs- und Kompetenzstandards erfüllen,

die Schule also normiert wieder verlassen (und die Schulen können entsprechend ISO-normiert werden, wie es Hans-Peter Dreyer auf den Punkt bringt).

Auch hier liegt wieder ein Fall von selbsterfüllter Prophezeiung vor: Je stärker man auf jene Kompetenzen setzt, die möglichst objektiv messbar sind, desto mehr werden genau diese Kompetenzen gefördert und desto mehr werden alle andern längerfristig vernachlässigt und gehen verloren. Wenn man sich diese Tendenzen bewusst macht, so könnte man mit Nietzsches Worten an die materialistischen Naturforscher ausrufen: «Dass allein eine Welt-Interpretation im Rechte sei, bei der ihr zu Rechte besteht, bei der wissenschaftlich in eurem Sinne (– ihr meint eigentlich mechanistisch?), eine solche, die Zählen,



Rechnen, Wägen, Sehen und Greifen und nichts weiter zulässt, das ist eine Plumpheit und Naivität, gesetzt, dass es keine Geisteskrankheit, kein Idiotismus ist.»

Man braucht nur «mechanistisch» durch «quantitativ» oder «ökonomisch» zu ersetzen, dann ist das Nietzsche-Zitat bereits auf dem aktuellen Stand. Doch als ob diese Tendenz an sich nicht schon genug problematisch wäre, kann es durch die Ausrichtung an messbaren Standards und Kompetenzen auch noch zu einer Nivellierung der Anspruchsniveaus der Schulen nach unten kommen, wie kürzlich der Biowissenschaftler und Didaktiker Hans Peter Klein nachgewiesen hat (vgl. dazu etwa die Homepage der Gesellschaft für Bildung und Wissen e. V.). Den Gipfel der Idiotie erreichen jedoch die in letzter Zeit

immer häufiger durchgeführten Schulrankings, da sie entweder anhand rein formaler Vergleichskriterien erstellt werden und damit über die faktische Unterrichtsqualität und den Lernerfolg absolut nichts aussagen oder längerfristig zur qualitativen Nivellierung der Schulen führen oder das Ergebnis in Form von Qualitätsdifferenzen so massgeblich mitkonstruieren, dass sie keinerlei wissenschaftliche Aussagekraft mehr haben, sondern ganz nach dem Muster der selbsterfüllten Prophezeiung funktionieren.

Nur noch am Rande erwähnt sei, dass Fehlplanung, -strukturierung oder -organisierung innerhalb der Sekundärarbeit nicht zuletzt wegen deren universalisiertem Werkzeug selten ihr selbst angelastet wird. Vielmehr können die entstandenen Probleme umstandslos der Primär-

arbeit aufgebürdet und zugleich zum Anlass für weitere Reformplannungen, Restrukturierungen et cetera genommen werden. Der tatsächliche Nutzen der Sekundärarbeit bleibt dadurch ausgesprochen unklar, aber um ihn zu ermitteln, wäre logischerweise Tertiärarbeit zu leisten und so weiter und so fort.

3. Primärarbeit wird abgewertet

Mit der wachsenden Sekundärarbeit im tertiären Wirtschaftssektor, also im Dienstleistungsbereich, findet gleichzeitig eine Abwertung der Primärarbeit statt, und zwar sowohl in der Wertschätzung als auch finanziell. Die sinkende Wertschätzung des Lehrberufs liegt zum einen, wie bereits im ersten Teil erläutert, darin begründet, dass die Bedeutung, welche die Schule in der Disziplinargesellschaft hatte, im



Übergang zur Kontrollgesellschaft mit ihrer Forderung nach lebenslangem Lernen notwendigerweise abgenommen hat. Zum andern ist sie auch dadurch zu erklären, dass Primärarbeit meist zu den bereits erwähnten affektiven Dienstleistungen gehört, die den zwischenmenschlichen Kontakt und die Arbeit am Wohlbefinden fordern. Dabei handelt es sich also um Tätigkeitsbereiche, die traditionell als Frauenarbeit eingestuft werden.

Obwohl diese Beurteilung mit der Frauenemanzipation grundsätzlich infrage gestellt wurde, wirkt sie bis heute fast ungehemmt fort. Das Bildungswesen veranschaulicht dies geradezu paradigmatisch: Der Anteil der Frauen in der Lehre nimmt mit zunehmender Stufe ab. Er ist auf der niedrigsten Stufe am höchsten (und liegt fast bei 100 %) und

sinkt mit der Abnahme an affektiver Arbeit kontinuierlich (an Universitäten liegt der Anteil der Frauen auf Professuren bei ungefähr 10 %).

Dies zeigt deutlich, dass affektive Arbeit auch heute noch als feminine Arbeit eingeschätzt wird und gemäss entsprechenden Umfragen eine geringere gesellschaftliche Wertschätzung genießt. Es scheint tatsächlich so zu sein, dass in der unterschiedlichen Beurteilung der individualisierenden, affektiven Primärarbeit und der universalisierenden, symbolisch-analytischen Sekundärarbeit die traditionelle Zuschreibung von Emotion = weiblich und Vernunft/Ratio = männlich in sublimierender Form weiterlebt. Und als ob es noch eines weiteren Beweises für die Abwertung des Lehrberufs bedürft hätte, korrespondiert die gesunkene gesellschaftliche Wert-

schätzung des Lehrberufs auch damit, dass die Lehrerlöhne in den letzten Jahren fast überall stagnieren oder sogar gesunken sind, mancherorts sogar massiv (etwa in Zürich oder Schaffhausen).

Beides zusammen, gesunkene Wertschätzung und Löhne, führen letztlich zur absurden Situation, dass es im primären Dienstleistungsbereich des Bildungssystems zu gravierendem Personalmangel kommt (Stichwort Lehrermangel), weil immer mehr Ressourcen und Arbeitsleistung in den sekundären Bereich investiert werden. Ähnliches ist auch im Gesundheitswesen zu beobachten.

4. Sekundärarbeit braucht Ressourcen

Es leuchtet wohl unmittelbar ein, dass die Ausdehnung der Sekundär-



arbeit zulasten der Primärarbeit eng mit der gesunkenen Wertschätzung und Entlohnung der Primärarbeit zusammenhängt. Es gibt jedoch noch einen weiteren Grund für die Zunahme der Sekundärarbeit. Denn der primären Arbeit sind mehr oder weniger «natürliche» Grenzen gesetzt, zum Beispiel durch die beschränkte Anzahl der Menschen, die ihre Dienstleistung in Anspruch nehmen können – hier lässt sich Expansion nur durch das Schaffen und Befriedigen neuer Bedürfnisse erreichen, was vermutlich immer schwieriger werden dürfte. Doch auf die sekundäre Arbeit trifft dies gerade nicht zu, weil sie nicht darauf angewiesen ist, dass ihre Kunden, die Primärarbeiter, ihre Dienstleistungen überhaupt wollen, sondern nur, dass ein allgemeines öffentliches und politisches Interesse an ihrer Arbeit

existiert. Dieses öffentliche und politische Interesse ist aber leicht zu wecken, da jede Primärarbeit unvollkommen ist und die Sekundärarbeit mit Zahlen, Statistiken und allgemeinen Erkenntnissen aufwarten kann, welche den heutigen (rationalen?) Diskurs in der zutiefst verunsicherten Öffentlichkeit prägen.

So wird der heutige Bürger eher einem scheinbar neutralen, wissenschaftlichen Bildungsökonomem Glauben schenken als den Erfahrungen der Lehrpersonen, die schnell verdächtigt werden, nur den eigenen Vorteil im Auge zu haben (als ob der Bildungsökonom überhaupt kein Eigeninteresse hätte).

Sekundärarbeit genießt in der Kontrollgesellschaft nachvollziehbarer Weise einen guten Ruf. Deshalb kann sie fast ungehindert anwachsen und benötigt auch immer

mehr finanzielle Ressourcen, obwohl sie wie bereits gesagt nichts anderes als die heutige spätmoderne Form der Bürokratie ist. So wird beispielsweise das Bildungswesen laufend teurer, obwohl die Lehrkräfte in vielen Kantonen immer weniger verdienen. In der öffentlichen Diskussion wird meist nur undifferenziert festgestellt, dass das Bildungs- und Schulwesen so teuer sei, nicht aber danach gefragt, was es so teuer macht – nämlich in erster Linie die Zunahme der Sekundärarbeit im Bildungsbereich, also im weitesten Sinne die Bildungsorganisation, -evaluation, -professionalisierung, -optimierung und so weiter, also die heutige Form der Bildungsbürokratie.

Gerade die Professionalisierung im Bildungssystem, etwa die Aufwertung höherer Ausbildungsstät-



ten zu Fachhochschulen, war und ist eine ausgesprochen teure Angelegenheit. Ironischerweise hat dies zur Folge, dass sich die Pädagogischen Hochschulen vor allem in der Sekundärarbeit, sprich der Theorie

«Die Geschichte der Wissenschaften gehorcht dem Gesetz der abnehmenden Ertragsraten»

Michel Serres

und der Forschung, profilieren wollen (oder müssen). Das, worum es eigentlich ginge, nämlich die Vorbereitung der künftigen Lehrpersonen auf die Primärarbeit, das Unterrich-

ten junger Menschen und die Probleme, die dabei entstehen können, kommt hingegen zumindest aus Sicht der Studierenden zu kurz (vgl. «NZZ am Sonntag», 7. 11. 2010).

Beim Höheren Lehramt beziehungsweise beim Lehrdiplom für Mittelschulen ist Ähnliches zu beobachten. Nur dort, wo es vielleicht am nötigsten wäre, auf der Tertiärstufe selbst, kümmert man sich kaum um die Verbesserung des Unterrichts und des Unterrichtserfolgs.

5. Das Leben wird komplexer

Der enorme quantitative Anstieg an Wissen liegt zum einen am Wissenszuwachs im Bereich der primären Verwissenschaftlichung, zum andern aber auch am starken Zuwachs an heterogenem, ja oft widersprüchlichem Wissen im Bereich

der reflexiven Verwissenschaftlichung – allerdings ohne dass aus diesem Wissenszuwachs zwingend ein qualitativer Erkenntnisgewinn erfolgte. Mit den Worten des französischen Mathematikers und Philosophen Michel Serres gesprochen: «Die Geschichte der Wissenschaften gehorcht dem Gesetz der abnehmenden Ertragsraten. [...] Vertreibt den Parasiten, er wird im Galopp zurückkehren und mit ihm, wie die Dämonen beim Exorzismus, Tausende seinesgleichen, die noch wilder und hungriger sind als er. [...] Zweiter Schlag für den Narzissmus der Wissenschaftler; mit jeder Wendung der Reflexion wächst die vom Wissen selbst erzeugte Dunkelheit um eine Ordnung.»

Das Anwachsen der Literatur im Bereich des Bildungswesens bestätigt diese Tendenz nur zu gut, vor



allem wenn man bedenkt, dass die klassische Bildungsvermittlungssituation zwischen einer Lehrperson und einer Klasse ausgesprochen überschaubar ist, sodass der Anstieg der Forschungsliteratur von der Sache selbst her nicht erklärbar ist. Es sei hier keineswegs einer wissenschaftsfeindlichen Haltung das Wort geredet – dennoch habe ich den Eindruck, dass die meisten Erkenntnisse der Bildungsforschung im weitesten Sinne entweder stark interessen-geleitet, längst bekannt, geradezu banal (zum Beispiel die Tatsache, dass strukturierter Unterricht den Lernerfolg steigert) oder zu undifferenziert und nicht verallgemeinerbar sind. Hier wäre zum Beispiel die Behauptung, die Klassengrösse spiele für den Lernerfolg keine Rolle, oder die Tatsache zu nennen, dass kein enger Zusammenhang zwischen den Bil-

dungsausgaben pro Kopf eines Kantons und einem der drei PISA-Indikatoren Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften besteht. Dazu müsste man ja auch erst einmal wissen, wie sich die Bildungsausgaben pro Kopf eines Kantons im Detail zusammensetzen.

Viele an sich interessante Fragen, etwa danach, wie gross der Einfluss der Lehrperson auf den Lernerfolg ist, lassen sich empirisch gar nicht streng wissenschaftlich beantworten. Sie müssten unter methodologischen Voraussetzungen erbracht werden, die entweder nicht erfüllbar sind (z. B. Wiederholbarkeit) oder die gegen die Menschenwürde verstossen (z. B. längerer Unterrichtsbesuch bei einer erwiesenermassen unfähigen Lehrperson). Daher lassen sich diesbezüglich auch kaum Erkenntnisse erzielen, die erstens

einen wünschenswerten Allgemeingrad erreichen und zweitens auch so in der Praxis umsetzbar wären, dass sich die Lernerfolge tatsächlich steigern lassen.

Überhaupt scheint mir ein Aspekt in der ganzen Literatur über den Lernerfolg zu wenig berücksichtigt: dass wir es mit Individuen zu tun haben, die eine sehr unterschiedliche Lernbereitschaft und sehr unterschiedliche Lernvoraussetzungen mitbringen. Selbst wenn wir wissenschaftlich exakt wüssten, welches die Merkmale des besten Unterrichts wären, würde der Lernerfolg mit Sicherheit relativ grosse Unterschiede zeigen. Schon das allein lässt den Vergleich hinsichtlich des Lernerfolgs zwischen zwei Ländern mit sehr unterschiedlichen Lern- und Lebenskulturen ausgesprochen fragwürdig erscheinen.



Vermutlich kann überhaupt nur eine Kontrollgesellschaft heutigen Stils auf die ziemlich absurde Idee kommen, der Lernerfolg müsse maximiert werden und lasse sich mit den Mitteln der Betriebswirtschaft, also mit Wettbewerb und Qualitätskontrolle maximieren. Es sei denn, man definiert Lernerfolg als Anstieg der quantitativ messbaren Kompetenzen, mit den oben bereits beschriebenen Konsequenzen der Verkümmernung aller nicht quantifizierbaren Kompetenzen und der Nivellierung der Anforderungen nach unten, mit anderen Worten: als Herausbildung von «reibungslos funktionierenden flexiblen, mobilen und teamfähigen Klons» (Konrad Paul Liessmann).

Wenn die Lösung das Problem ist

Betrachtet man die Zunahme an Komplexität und die zunehmende

Unmöglichkeit, die eigene Disziplin, geschweige denn die gesellschaftlichen Systeme zu verstehen, die zur Folge haben, dass man noch mehr Zeit und Geld in die Forschung investiert, so erinnert diese Situation an eine Problemkonstellation, die Paul Watzlawick als das Prinzip «Mehr desselben – oder: Wenn die Lösung selbst das Problem ist» beschrieben hat: Immer wenn ein verbreitetes, aber unvermeidbares Problem vorliegt, das durch ein Gegenmittel gelöst werden soll, sich aber dadurch sogar verstärkt, wird die Lösung bald einmal zum eigentlichen Problem.

In unserem Fall heisst dies, dass kleinere Mängel im Bildungssystem – die es zwangsläufig gibt, da der Mensch nun einmal nicht perfekt ist – durch zunehmende Versuche der Umstrukturierung, der Effizienz-

steigerung und der Qualitätssicherung zu grösseren Mängeln anwachsen. Dies wiederum führt dazu, dass weitere Massnahmen ergriffen werden müssen, die aber nur noch grössere Mängel hinterlassen würden und so weiter und so fort.

Aufgrund dieser Überlegungen könnte man fast meinen, dass wir in einer zunehmend irrationalen Welt leben und das Projekt der Aufklärung, die rationale Erschliessung der Welt, gescheitert ist. So einfach ist es aber nicht. Das zunehmende Spezialwissen in allen Lebensbereichen folgt sehr wohl den Anforderungen der Rationalität, ja alles, was bisher beschrieben wurde, lässt sich sogar zwanglos als Resultat eines jahrhundertelangen Rationalisierungsprozesses, einer unaufhaltbaren Ausdifferenzierung und



eines Eindringens der Rationalität in jeden nur erdenklichen Lebensbereich charakterisieren. Aber eben einer Rationalität, die – um das Motto dieses Beitrags wieder aufzugreifen – «nach Brot geht», also einer je spezialisierten, ökonomisierten Zweckrationalität, welche sich zu wenig um die für jede vernünftige Überlegung notwendige Distanz zu ihrem Gegenstand und das Zusammenwirken verschiedener Kräfte und Lebensbereiche kümmert.

Rational nicht gleich vernünftig

Bezeichnen wir nun diese spezialisierte Zweckrationalität kurz mit dem Begriff Rationalität und ein distanziertes, auf Zusammenhänge gerichtetes Erkenntnisinteresse mit dem Begriff Vernunft, so kann man diesen Sachverhalt auf die Formel bringen: Wir sind und handeln zwar

ausgesprochen rational, aber auf höchst unvernünftige Weise. Die Vernunft sollte also die Rationalität mässigen, oder mit den Worten des österreichischen Philosophen Robert Pfaller gesprochen, sie sollte «auf eine vernünftige Weise vernünftig sein».

Es gibt also für die geschilderten gegenwärtigen Probleme rationale, aber unvernünftige Lösungen und vernünftige, aber nicht streng rationale Lösungen. Eine rationale, aber unvernünftige Lösung im Bereich des Bildungswesens bestünde etwa darin, die derzeitigen Tendenzen konsequent zu verstärken, also das Prinzip «Mehr desselben» anzuwenden. Dies würde bedeuten, Bildung zunehmend zu ökonomisieren und die Bildungsbürokratie, also die sekundäre Bildungsarbeit wie die Kontroll-, Evaluations-, Vergleichs-,

Beratungs- und Optimierungsarbeiten, weiter anwachsen zu lassen und die primäre Bildungsarbeit, der direkte Unterricht mit den Schülerinnen und Schülern, weiter abzuwerten.

Die Folgen wurden oben bereits mehrfach erwähnt: die Verkümmierung zahlreicher Kompetenzen des Menschen bei gleichzeitiger Nivellierung der Bildungsinhalte und die Senkung des Bildungsniveaus. Es fände mit anderen Worten nichts anderes als eine radikale Anpassung an die bestehenden Verhältnisse statt. (Interessierten seien u. a. Konrad Paul Liessmanns «Theorie der Unbildung» und Jochen Krautz' «Ware Bildung» zur Lektüre empfohlen.)

Diese «Lösung» ist nicht nur unvernünftig, sie genügt auch den Zielen des heutigen Bildungssystems



in keiner Weise. So heisst es etwa in den Bildungszielen der Maturitätsschulen (MAR 95), dass die «geistige Offenheit und die Fähigkeit zum selbständigen Urteilen» gefördert werden und dass sich die Schülerinnen und Schüler «in ihrer natürlichen, technischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umwelt» zurechtfinden, also auch ihre Funktionsweise und ihr Zusammenspiel verstehen sollen, um «Verantwortung gegenüber sich selbst, den Mitmenschen, der Gesellschaft und der Natur wahrzunehmen».

Mögen diese Bildungsziele auch beinahe nostalgisch erscheinen und angesichts der offenkundigen Urteilsunfähigkeit (Liessmann: «Die Fetischisierung der Rangliste ist Ausdruck und Symptom einer spezifischen Erscheinungsform von Unbildung: mangelnde Urteilskraft.»)

und Verantwortungslosigkeit eines nicht unerheblichen Teils unserer gesellschaftlichen Eliten wie Hohn klingen, so muss man dennoch davon ausgehen, dass sie im Prinzip ernst gemeint sind. Diese ausgesprochen anspruchsvollen qualitativen Ziele lassen sich nun aber nicht mit generalisiertem Unterrichts- und Evaluationswerkzeug erreichen, die höchstens selbst wieder generalisiertes Wissen und generalisierte Fertigkeiten hervorbringen können.

Bildungsziele vorleben

Klärer wäre es also, vernünftige Lösungen zu finden, die nicht zwingend rational sein müssen. Will man wirklich an den derzeitigen Bildungszielen festhalten (was natürlich keineswegs selbstverständlich ist), so kann dies nur gesche-

hen, wenn die Lehrpersonen diese Bildungsziele selbst vorleben und ihre individuellen Stärken einsetzen können. Und dies wiederum kann nur dann geschehen, wenn die Schule entsprechende Strukturen und Freiräume enthält. Mit anderen Worten: Wenn man die primäre Bildungsarbeit stützt und zumindest die höhere Schulbildung weitgehend von den Mechanismen der Kontrollgesellschaft und ihrer Bürokratie, also von Wettbewerb, externer Evaluation, Rankings, Qualitätssicherungsmassnahmen et cetera, befreit.

Fachlich und pädagogisch gut ausgebildetes Personal und schulinterner Austausch in Form von gegenseitigen Unterrichtsbesuchen und -auswertungen sowie Schülerbefragungen genügen vollauf, um einen qualitativ guten Unterricht



sicherzustellen. Man kann nicht die selbständige Urteilsfähigkeit und Verantwortung vermitteln, wenn die eigene Urteilsfähigkeit und die eigene Verantwortung dauernd von externen Kontrollmechanismen konterkariert werden. Jede Demokratie bedarf einer Kultur, die sich gerade auch ihrer eigenen Voraussetzungen und Funktionsweisen bewusst ist, das heisst eine Kultur, die ein Auserhalb ihrer selbst zulässt, einen Raum der Distanz, der es überhaupt erst erlaubt, einen kritischen Blick auf sie zu werfen. Jede Demokratie bedarf also eines Bildungswesens, das nicht dem Diktat des Zeitgeistes unterworfen ist, sondern die Freiheit hat, genau über diesen Zeitgeist nachzudenken. Versäumt sie dies, läuft sie Gefahr, sich allmählich selbst abzuschaffen. Die Zeichen einer Refeudalisierung (meist in Form

von Plutokratisierung), die sich in letzter Zeit häufen, lassen jedenfalls bereits auf beklemmende Weise erahnen, wie zukünftige postdemokratische Gesellschaften aussehen könnten.

Die vernünftige Lösung der Probleme im Bildungs- wie im Dienstleistungswesen insgesamt besteht also in einer – sit venia verbo – Sekundärarbeitsbremse: Die heutige Form von Bürokratie soll auf ein vernünftiges Mass reduziert werden. Gewisse politische Kräfte wollen zwar schon seit Längerem bürokratische Strukturen abbauen, meinen damit aber nicht etwa die hier beschriebene spät- oder postmoderne Form von Bürokratie, sondern den modernen Verwaltungs- und Verrechtlichungsapparat. Einen solchen gibt es in der heutigen Schweiz zwar noch (das Anwachsen gesetzlicher

Regelungen folgt dabei im Wesentlichen der Zunahme an Komplexität in der Multioptionsgesellschaft), doch hat er sich längst in die spät- oder postmoderne Form der Bürokratie weiterentwickelt. Diese wird nicht zentral vom Staat gesteuert, sondern ist eine dezentrale, netzwerkartige und marktwirtschaftliche Organisationsform, bei der Staat und Privatwirtschaft aufs Engste miteinander verflochten sind.

Dieser Form der Bürokratie hat meines Wissens noch keine politische Partei den Kampf angesagt – im Gegenteil, sie wird sogar fast durchgängig gefördert. Das liegt vermutlich daran, dass sie a) viel weniger gut als die moderne Verwaltungsbürokratie erkennbar ist, also schlicht nicht als Bürokratie zur Kenntnis genommen wird, b)



unseren Wohlstand zu fördern scheint und c) ein fast unerschöpfliches Arbeitsplatzpotenzial hat.

Wer nicht nur Symptombekämpfung betreiben, sondern das Übel an der Wurzel packen will, kommt also nicht darum herum, die heutige Arbeitswelt umzugestalten. Wir müssen zum einen neben einer nachhaltigen Industrie und dem Handwerk die bestehende Primärarbeit des Dienstleistungssektors stützen und wo nötig (z.B. im Bildungs- und im Gesundheitswesen) erweitern. Zum andern müssen wir aber auch neue Berufsfelder schaffen, deren Tätigkeit nicht nur darin besteht, die Handlungen anderer zu beobachten, zu evaluieren und zu optimieren, oder darin, weitere fiktive Sekundärwelten zu kreieren oder die bestehenden weiter auszudehnen. Ohne zahlreiche Vereinfachungs-

Entflechtungs- und Entschleunigungsprozesse und einen sanften Ausstieg aus der Wachstumsgesellschaft (vgl. dazu etwa Paech und Seidl/Zahrnt) wird das allerdings kaum zu erreichen sein. Doch es lohnt sich, darüber intensiver nachzudenken!

Benutzte Literatur

- Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen, 2 Bde., 3. Aufl., München 2003.
- Bartmann, Christoph: Leben im Büro. Die schöne neue Welt der Angestellten, München 2012.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M. 1986.
- Binswanger, Hans Christoph: Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses, Marburg 2006.
- Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt a. M. 2007.
- Debord, Guy: Die Gesellschaft des Spektakels. Kommentare zur Gesellschaft des Spektakels, Berlin 1996.
- Deleuze, Gilles: Postskriptum über die Kontrollgesellschaft, in: ders.: Unterhandlungen 1972–1990, Frankfurt a. M. 1993, S. 254–262.
- Dreyer, Hans Peter: Facetten der schweizerischen Mittelschule, in: Gymnasium Helveticum 4 (2010), S. 15–23.

- Ehrenberg, Alain: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt a. M. 2008.
- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a. M. 1977.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M. 1976.
- Fromm, Erich: Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, 37. Aufl., München 2010 (erstmalig 1976 erschienen).
- Gesellschaft für Bildung und Wissen e. V.: www.bildung-wissen.eu.
- Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne, Frankfurt a. M. 1995.
- Glossar der Gegenwart, hg. v. Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann u. Thomas Lemke, Frankfurt a. M. 2004.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio: Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt/New York 2003.
- Hobbes, Thomas: siehe Virno, Paulo.
- Krautz, Jochen: Ware Bildung. Schule und Universität unter dem Diktat der Ökonomie, München 2009.
- Liessmann, Konrad Paul: Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft, Wien 2006.
- Meckel, Miriam: Brief an mein Leben. Erfahrungen mit einem Burnout, Berlin 2010.
- Moebius, Stephan/Schroer, Markus: Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart, Frankfurt a. M. 2010.
- Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft, in: ders.: Kritische Studienausgabe, Bd. 3, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, 2. Aufl., München 1988, S. 343–651.
- Paech, Niko: Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie, München 2012.
- Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts in einer Reihe von Briefen, in: ders.:

Sämtliche Werke, Bd. 5, hg. von G. Fricke und H. G. Göpfert, München 1967, S. 570–669.

Seidl, Irmi/ Zahmt, Angelika (Hg.): Postwachstumsge-
sellschaft. Konzepte für die Zukunft, Marburg 2010.

Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen
Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Berlin 2008.

Serres, Michel: Der Parasit, Frankfurt a. M. 1987.

Virno, Paolo: Grammatik der Multitude. Untersuchen-
gen zu Gegenwärtigen Lebensformen, Berlin 2005.

Watzlawick, Paul et al.: Lösungen. Zur Theorie und
Praxis menschlichen Wandels, 7. Aufl. Bern 2009.

